

Der Hafen

Topos – Transitraum – epistemische Verunsicherung

I. Im Hafen der Toposforschung

Ob dieser Beitrag einem wackligen Boot gleicht, das nach zahlreichen Irrfahrten durch die stürmischen Meere der frühneuzeitlichen Literatur am Ende in den Hafen gesicherter Wissensbestände gelangt? – Selbstbewusst geht im pikaresken Roman das erzählfreudige Mädchen Dorotea gegenüber Don Quijote jedenfalls bei dem von ihr zu Berichtenden davon aus, wenn sie behauptet: „Mit meiner wahrhaften Geschichte werde ich in einen sicheren Hafen einlaufen“¹. So zeigt sich das couragierte Mädchen, ein weiblicher Schiffskapitän, im ersten Teil des pikaresken Romans überzeugt. Programmatisch endet der Prolog des *Lazarillo de Tormes* mit dem Wunsch, die Mutigen und Tapferen möchten in den sicheren Hafen gelangen – auch wenn ihnen Fortuna nicht gut gesonnen sei.² Die zu erzählende Geschichte ist in diesen kanonischen Texten selbst einer Schifffahrt ähnlich, die zu einem guten Ende, d.h. in einen sicheren Hafen geführt werden soll. Gelehrte Hispanisten haben die Autoren, die dieser Metaphorik als Vorbild dienten, längst ermittelt: In den Werken von Vergil, Horaz und Properz, aber auch bei Dante und Petrarca tritt der Dichter als derjenige auf, der die Segel setzt und das Schiff in den Hafen geleitet, in dem er sein Werk nach gefährlicher Fahrt vollendet.³ Der sichere Hafen, das ist in christlicher Deutung andererseits spätestens seit Augustinus der Glaube⁴ und zweifelsohne auch der Heimgang zu Gott nach dem Tod. „bring’ an den Hafen mich/ mein Gott/ es ist genug!“⁵, betet etwa Catharina Regina von Greiffenberg im Sonett

1 „Así es la verdad – respondió la doncella –, y desde aquí adelante creo que no será menester apuntarme nada; que yo saldré a buen puerto con mi verdadera historia.“ Miguel de Cervantes, *Don Quijote de la Mancha*. Edición revisada, introducción y notas de Martín de Riquer. Barcelona 2004 (Grandes Obras Clásicas Siglos XVI-XVIII), S. 321 (I, Cap. XXX).

2 „[...] pues Fortuna fue con ellos parcial, y cuánto más hicieron los que, siéndoles contraria, con fuerzo y maña remando salieron a buen puerto.“ *Lazarillo de Tormes*. Edición de Francisco Rico. 16. Aufl. Madrid 2002 (Letras Hispánicas 44), S. 11.

3 Vgl. hierzu insbesondere die detaillierten Verweise Francisco Ricos auf Petrarca: Francisco Rico, Para el prólogo del *Lazarillo*: el deseo de alabanza, in: *Actes de la Table Ronde Internationale du C.N.R.S. Picaresque espagnole*, Montpellier 1976, S. 101–116, hier S. 114.

4 „Du siehst also, in welche Philosophie ich wie in einen Hafen eingelaufen bin.“ Augustinus, *De beata vita/ Über das Glück*. Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Ingeborg Schwarz-Kirchenbauer u. Willi Schwarz, Stuttgart 1989, S. 11 (5.).

5 Catharina Regina von Greiffenberg, *Auf meinen bestürmten Lebens=Lauff*, in: Albrecht Schöne (Hg.), *Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse*, München 1988, S. 274 f.

Auf meinen bestürmten Lebens=Lauff. Die Glaubensgemeinschaft als Ganze sitzt ebenfalls im Kirchenschiff und steuert dem göttlichen Hafen zu.⁶ Doch schon bei Augustinus wird auch vor Schiffsreisen gewarnt, die eben jenen Hafen aus dem Auge verlieren: Philosophen gebe es, die wie Seefahrer „aufs hohe Meer hinausfahren, getäuscht von dessen trügerischer Oberfläche. Sie wagen es, fern ihrer Heimat umherzuschweifen, und vergessen sie dabei.“⁷ Politisch gewendet ist der Hafen Topos des zu erreichenden Ziels.⁸ Das Schiff trotz der Unbilden von See und Felsklippen zu lenken lässt sich als staatsmännische Regierungskunst bezeichnen, der ruhige Hafen stellt damit das weise und verantwortungsbewusst verwirklichte, pazifizierte Staatswesen dar: der Hafen als Ort des Friedens und der Sicherheit.⁹ Die Hafenstadt selbst dagegen war schon bei den großen politischen Philosophen der Antike, bei Aristoteles und Platon, ein höchst umstrittenes Gemeinwesen. Während Aristoteles die prosperierenden Hafenstädte zur Versorgung der Bevölkerung in seiner *Politik* als wesentlich begreift, zeichnet Platon in den *Nomoi* ein pessimistisches Bild: Der Großhandel und die Geldgeschäfte erzeugten verschlagene und unzuverlässige Gesinnungen, Misstrauen beherrsche die Menschen der Hafenstädte (*Nomoi*, 4. Buch, 704a-705a). Von Weltoffenheit, Frieden und Allgemeinwohl also keine Spur. Ein noch pessimistischeres Bild der Hafenstadt zeichnet die *Apokalypse* des Johannes. Die Hure Babylon verdankt ihre Existenz der Lage am Meer: „Die Wasser, die du gesehen hast, an denen die Hure sitzt, sind Völker und Scharen und Nationen und Sprachen“ (*Off* 17,15). Das Meer als Transit- und Transaktionsraum, von dem die Hafenstadt unmittelbar warenökonomisch profitiert, wird hier mit Verachtung belegt und als sündhaft verworfen. Schließlich imaginiert die *Offenbarung* des Johannes das Neue Jerusalem – keine Hafenstadt: „das Meer ist nicht mehr“ (*Off* 21,1).¹⁰

Dass die Hafenstadt in frühneuezeitlichen Quellen sowohl als Topos, aber auch als konkreter Ort benannt wird, führt unmittelbar in ein epistemisches Spannungsfeld: Die „Bildung von Wissen auf der Basis unmittelbarer Anschau-

6 Vgl. Hugo Rahner, *Symbole der Kirche. Die Ekklesiologie der Väter*. Salzburg 1964, S. 548–564. Alex Stock, *Poetische Dogmatik. Ekklesiologie: 1. Raum*, Paderborn 2014, S. 239–247.

7 Augustinus, *De beata vita* 2. Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Ingeborg Schwarz-Kirchenbauer u. Willi Schwarz, Zürich-München 1971, S. 181.

8 Vgl. hierzu Bernhard Siegert, *Der Nomos des Meeres. Zur Imagination des Politischen und ihren Grenzen*. In: Daniel Gethmann, Markus Stauff (Hgg.), *Politiken der Medien*. Zürich 2005, S. 39–56, hier S. 40 f. Siegert nimmt insbesondere auch zu Foucaults Analysen gouvernementalistischer Literatur des 17. Jahrhunderts Bezug.

9 Vgl. Eckart Schäfer, *Das Staatsschiff. Zur Präzision eines Topos*, in: *Toposforschung. Eine Dokumentation*, hg. v. Peter Jehn, Frankfurt a. M. 1972 (*Respublica Literaria* 10), S. 259–292, hier S. 261.

10 An diese Stelle aus der *Offenbarung* knüpft Carl Schmitt zentral an, wenn er das Meer als gesetzlosen Raum skizziert: „Denn auf dem offenen Meer gab es keine Hegungen und keine Grenzen, keine geweihten Stätten, keine sakrale Ortung, kein Recht und kein Eigentum.“ Carl Schmitt, *Das Recht als Einheit von Ordnung und Ortung*, in: Jörg Dünne, Stephan Günzel (Hgg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaft*, Frankfurt a. M. 2006 (*suhrkamp wissenschaft* 1800), S. 409–419, hier S. 411.

ung und in Abgrenzung von begrifflicher Erkenntnis¹¹ erhält in der Literatur zum Hafen besondere Relevanz. Die Geschichtswissenschaft hat sich erst jüngst wieder der Thematik prominent zugewandt.¹² Denn: Häfen historisch zu untersuchen, wirft zahlreiche methodische Fragen auf. Längerfristige Untersuchungen zur Entwicklung von Hafenstädten fokussieren zumeist entweder den Hafen als zentralen Ort mit herausragender geographischer Lage oder gehen andererseits von einer Rekonstruktion der Hafen-Netzwerke aus. Paul M. Hohenberg und Lynn H. Lees verknüpfen in ihrer Studie *The Making of Urban Europe* beide Ansätze und betonen vor allem die Zusammenarbeit zentraler Orte im unteren und mittleren Bereich. Dadurch können Hohenberg und Lees die dynamische Entwicklung von Hafenstädten aufzeigen, die eine Vielzahl von Dienstleistungen anzubieten vermögen und zugleich enge Handelsbeziehungen zum ländlichen Hinterland aufbauen.¹³ Vor dem Hintergrund von Spezialisierung und Differenzierung des Handels betonen die beiden Autoren für den hier relevanten Zeitraum:

Small market towns with or without significant administrative functions remained dominant in number and in total population. [...] Note that ports gained at the expense of other markets, maritime ones even more than those on inland waterways.¹⁴

Hafenstädte zeichnen sich durch eine Vielzahl von zusehends ausdifferenzierten Funktionen aus, wobei der Zugang zum Meer auf europäischer Ebene folglich von steigender Bedeutung war. David Abulafia zeigt in seiner imposanten Studie *Das Mittelmeer* etwa, wie bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts holländische Kaufleute im Getreidehandel zwischen (!) italienischen Städten eine bedeutende Rolle einnahmen und danach trachteten, ihren Getreideabsatz auch in Syrien fest zu etablieren.¹⁵

11 Christiane Schildknecht, Art. Reisen, in: Ralf Konersmann (Hg.), *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, Darmstadt 2008, S. 301–311, hier S. 301.

12 Vgl. die 12. Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands unter dem Titel *Das Meer. Maritime Welten in der Frühen Neuzeit* mit Sektionen etwa zu „Das Tor zur Welt – der frühneuzeitliche Hafen als Ort von Transfer und Transformation“ oder „Hafenkulturen. Frühneuzeitliche Häfen als Kontaktzonen im Mittelmeer und an der Ostsee“: <http://www.hab.de/de/home/wissenschaft/fruehneuzeittag-2017/tagungsprogramm.html> [zuletzt aufgerufen am 20.03.2018].

13 „Deshalb brauchte ein See-Hafen gute Verbindungen nicht nur über das Meer, sondern ebenso auch zu einem möglichst großen Hinterland. Da Letzteres auch in der Neuzeit noch besonders preisgünstig durch die Binnenschiffahrt erschlossen werden konnte, hatten See-Häfen am Unterlauf großer Ströme einen generellen Lagevorteil [...]“. Detlev Ellmers, Art. Hafen, in: Friedrich Jäger (Hg.), *Enzyklopädie der Neuzeit* Bd. 5, Darmstadt 2007, Sp. 22–31, hier Sp. 24.

14 Paul M. Hohenberg, Lynn Hollen Lees, *The Making of Urban Europe 1000-1950*, Cambridge, London 1985, S. 109.

15 Vgl. David Abulafia, *Das Mittelmeer. Eine Biographie*. Aus dem Englischen übersetzt v. Michael Bischoff, Frankfurt a. M. 2013, S. 597.

Hier setzt auch dieser Beitrag an. Für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, also unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg, soll aufgezeigt werden, wie die zusehends dynamischen Entwicklungen der Hafenstädte in den Blick auch deutschsprachiger Autoren geraten. Es bleiben, wie zugleich skizziert werden soll, allerdings Prätexte für die literarische Inszenierung des Hafens von normativer Bedeutung, die nun jedoch signifikant modifiziert und in neue Diskurszusammenhänge gestellt werden. Hierbei kann insbesondere auf die Gattung des pikaresken Romans zurückgegriffen werden. Denn dieser ermöglicht eine Perspektive von unten aus der Sicht der ‚losen Leute‘ auf das Hafentreiben. Die sozialen und kulturellen Grenzen erscheinen hier durchlässig, der „topographischen Trennung von Stadt und Hafen“¹⁶ kann der Pícaro mit eigenen Strategien begegnen (selbst die Rechtsprechung in Hafenstädten wurde ja oft eigens geregelt). Der Pícaro stellt wohl „den Experten kultureller und gesellschaftlicher Praktiken“¹⁷ in diesem dynamischen sozialen Umfeld schlechthin dar. In repräsentativen Werken wird das Hafentreiben dagegen zumeist ausgespart.¹⁸

Wer aber in diesem Beitrag literarische Dokumente aus dem frühneuzeitlichen St. Pauli-Kiez erwartet, muss leider enttäuscht werden. Die Entwicklung des Hamburger Stadtteils St. Pauli kann dennoch einen ersten exemplarischen Einblick geben. Vor dem Millerntor entstand erst im 17. Jahrhundert allmählich eine lockere Besiedlung mit Garten- und Landhäusern, Gewerbebetrieben am Strand sowie Deponien für den Hamburger Stadtmüll. Eine St. Paulus-Kirche wurde erbaut, die zumindest auf eine Einwohnerzahl hindeutet, die ein Kirchenspiel umfasst. Für etwa hundert Jahre später, für 1798, ist ein Spielbudenplatz zu belegen, der auf die Dynamik des Hafengeschehens hindeutet und den Anfang des Vergnügungsviertels bildet.¹⁹ Das Spannungsfeld vom theologischen Topos des sicheren Hafens in der religiösen Literatur und der Dynamik der pro-

16 W. Ehbrecht, Art. Hafenstadt, in: Robert-Henri Bautiert u.a. (Hgg.), *Lexikon des Mittelalters* Bd. IV, München, Zürich 1989, Sp. 1835.

17 Bernhard Malkmus, Vom Hoch- und Tiefstapeln: Der Pícaro zwischen den Systemen der Moderne, in: Thomas Bedorf, Joachim Fischer, Gesa Lindemann (Hgg.), *Theorien des Dritten. Innovationen in Soziologie und Sozialphilosophie*, München 2010 (Übergänge 58), S. 289–315, hier S. 310.

18 Blickt man auf Hafenbeschreibungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, so lässt sich feststellen: Der Hafen als Ort sozialer und ökonomischer Aktivitäten findet dort kaum Erwähnung. Selbst die vom französischen Jesuiten und Descartes-Lehrer Georges Fournier 1667 in Paris publizierte *Hydrographie* beschreibt zwar im Detail die Wahl einer sicheren Hafenanlage, Brandschutzvorkehrungen und Hygienemaßnahmen – die die Häfen prägenden Gesellschaftsgruppen geraten dabei aber kaum in den Blick. Im Vordergrund steht die militärische Bedeutung des Hafens. Als Montesquieu 1726 Italien bereist, schildert er die Hafenstädte Genua, Livorno und La Spezia analytisch als Verteidigungsanlagen. Deutschsprachige Reisebeschreibungen bilden dabei kaum eine Ausnahme: Ausführliche Schilderungen von Arsenalen bis hin zum späteren Zitadellenbau heben den militärischen Charakter der Hafenstädte selbst so prosperierender Handelszentren wie Venedig oder Konstantinopel hervor.

19 Vgl. Hermann Hipp, *Freie und Hansestadt Hamburg. Geschichte, Kultur und Stadtbaukunst an Elbe und Alster*. Köln 1989, S. 222, 250. Ferner: Karl Löbe, *Metropolen der Meere. Entwicklung und Bedeutung großer Seehäfen*, Düsseldorf, Wien 1979, S. 270–273. Der Hafen als separate Gründung eines Handelsortes mit eigenem rechtlichen Status findet sich allerdings bereits

sperierenden Hafenstädte wird folglich vor allem anhand außerdeutscher Häfen aufzuzeigen sein – oder auch im losen Jahrmarktstreiben.

Denn: Einen gewichtigen Hinweis, wie sehr sich der Hafen als Topos von der Prägung durch Antike und Christentum löste, liefert die Narrenliteratur. Abraham a Sancta Clara gibt in *Centifolium Stultorum* einen Einblick in das betrügerische Treiben der Jahrmarktsschausteller, vor losen Leuten wird gewarnt. So kommt der Prediger auch auf die Glückshafen-Schaubuden zu sprechen und führt einen „Glücks=Hafen=Narr“ vor:

Dahero seynd diese nicht die geringste Narren/ welche mit gefüllter Hand hinein/ mit der leeren wider heraus fahren; da laufft allerhand Vorthail mit unter: welche sich stellen/ als ob sie es aus dem Hafen heraus hebten/ haben groß Glück/ aber tragen wenig darvon nach Haus/ und nichts als ihren gedungen Lohn/ damit sie andere helfen hineinführen;²⁰

Abraham a Sancta Clara zeigt die verkehrte Welt der Jahrmärkte, in der der Hafen zum Ort des hinterhältig kalkulierenden Gewinns und der ökonomischen Schlitzohren umgestaltet wird. Statt einer theologischen Sicherheit und eines Vertrauens auf Gott wandelt sich der Hafen zum Herrschaftsbereich der Fortuna, die selbst die vermeintlichen Gewinner zu ihren Narren macht. Bezeichnend ist, wie sehr im Glückshafen bei Abraham a Sancta Clara der Bereich der Ökonomie (und damit auch des Betrugs) dominiert. Für eine Spurensuche nach literarischen Hafendarstellungen in der deutschsprachigen Literatur stellt dies einen zentralen Ausgangspunkt dar.

II. Häfen ohne Städte?

Selten findet sich in der Gattung des Reiseberichts, für den die genauen geographischen Schilderungen von zentraler Bedeutung waren,²¹ eine sehr konkrete Beschreibung von Häfen. Hans Stadens Reisebericht *Wahrhaftige Historia* von 1557 zeichnet das Bild eines Hafens, der schlicht einen sicheren Lande- und Ankerplatz meint. In diesem Hafen finden Begegnungen zwischen Schiffsbesat-

im Mittelmeerraum und wurde von den Griechen als „emporion“ bezeichnet. Vgl. hierzu etwa Wolfgang Rudolph, *Die Hafenstadt. Eine maritime Kulturgeschichte*, Leipzig 1979, S. 23 f.

20 Abraham a Sancta Clara, *Centi-Folium Stultorum in Quarto Oder Hundert Ausbündige Narren in Folio. Neu aufgewärmet und in einer Alapatrit-Pasteten zum Schau-Essen/ mit hundert schönen Kupffer=Stichen*, Nürnberg 1709 [Reprint Dortmund 1978], S. 194.

21 Neuber führt hierzu aus: „Of these categories – the historiographical, the geographical, and the ethnographical – the geographical, known in early modern Europe as cosmography, was the most important for the history of the travel report genre. Geography combined with historiography and ethnography to become one of the leading academic disciplines of Protestant scholarship in the sixteenth century.“ Wolfgang Neuber, *Travel Reports in Early Modern Germany*, in: Max Reinhart (Hg.), *Early modern German literature*, Rochester 2007, S. 737–760, hier S. 738.

zung und Landbewohnern sowie zwischen verschiedenen Kulturen auf ganz basaler Ebene statt, ohne dass an weitgehendere Formen von Handel und eine logistische Erschließung gedacht ist:

Doch schickte es Gott/ wie wir hart bei die Klippen kamen/ ward vnser gesellen eyner eyns hauingen gewar/ da furen wir hinein. [...] Und es war wol vmb zwo awr nach mittage/ da wir den ancker zu grund liessen/ gegen dem abendt kam eyn grosser Nache voll wilder leuth, bei das schiffe vnd wollten mit vns reden. Aber vnser keyner kundte die sprach wol verstehen/ Wir gaben jnen etliche Messer vnd Angelhacken/ da fuhren sie wider hin. Dieselbige nacht kam wider eyn Nache voll/ da waren zwen Portugaleser vnter/ die fragten vns/ Wo wir her weren.²²

Außerhalb der großen Handelsmetropolen dominierte wohl das hier skizzierte Hafenleben. Es zeigt aber auch auf, welche Probleme die Begegnung mit Fremden, deren Sprachen man nicht spricht und deren Verhalten man nicht einschätzen kann, aufwirft, wenngleich ein gegenseitiges ökonomisches Interesse am Warenaustausch zu bestehen scheint.

Reisebeschreibungen im Roman dagegen entwerfen weit subversivere Modelle der interkulturellen Begegnungen im Hafen. Einen Einblick, wie pikareske Protagonisten als ‚lose Leute‘ Hafenstädte betreten, liefert die 1696 erschienene *Wahrhaftige Curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande* Christian Reuters. Schelmuffsky bereist darin von Altona aus Stockholm, Amsterdam, London, Venedig und gelangt bis nach Indien. Besonders eindrücklich schildert Reuter Schelmuffskys Einfahrt in den Hafen von Amsterdam. Philipp von Zesen hatte der Stadt Amsterdam rund 30 Jahre zuvor den ersten ‚Baedeker‘ Europas gewidmet, ein imponierend reich bebildertes Werk, das die Hafenstadt geradezu monumental inszeniert.²³ Im urbanen ‚Logistikzentrum‘ Amsterdams kulminieren Binnenschifffahrt am Fluß Amstel und bis nach Ostindien programmatisch expandierende Seeschifffahrt, die aber durch vorgelagerte Mauern von der Stadt abgegrenzt wird. Schelmuffsky gelangt nach einem Schiffbruch allerdings auf einem Brett nach Amsterdam:

Nach Verfliessung dreyer Tagen bekamen wir die Spitzen und Thürme von Amsterdam zu sehen, worauff wir gleich zu marchireten und den vierten Tag früh um 10 Uhr hinter des Bürgermeisters Garten mit unsern Brete nach viel ausgestandener Gefährlichkeit allda anländeten. Damit gingen wir durch des Bürgemeisters Garten durch und immer nach desselben Hause zu. Der Hr. Bruder Graff der muste nun das Bret tragen und ich ging voran. Wie wir nun die Garten-Thüre aufklynkten, welche in des Burgmeisters Hof ging, so stund der Burgmeister gleich in der Haus-Thüre und sahe uns da angemarchirt kommen! [...] Der Herr Burgmeis-

22 Hans Staden, *Wahrhaftige Historia und Beschreibung einer Landschaft der wilden, nackten grimigen Menschenfresser, in der Neuen Welt Amerika gelegen*. 1557. Originalgetreuer Faksimiledruck hg. v. Günter E. Th. Bezenberger, Kassel-Wilhelmshöhe 1978, S. c.

23 Vgl. Philipp von Zesen, *Beschreibung der Stadt Amsterdam*, hg. v. Ferdinand van Ingen, Berlin, New York 2000 (Sämtliche Werke Bd. XVI).

ter, welcher der Tebel hohlmer ein wackerer braver Mann war, der hatte groß Mitleiden mit uns. Er führete uns in seine Stube, hieß warm einheizen [...].²⁴

Schelmuffsky wird nun übergangslos in die höhere Gesellschaft Amsterdams eingeführt, nimmt an einer Hochzeit teil, wehrt sich gegen zahlreiche Heiratsangebote aus der gut situierten Amsterdamer Damenwelt. Die Komik entspringt Schelmuffskys sozialer Herkunft: „Der Reiseroman aus der Kleinbürgerperspektive ist, wie Schelmuffskys gesamte Existenz, eine Anmaßung.“²⁵ Vermag die Hafenankunft mit ‚Surfbrett‘ in Amsterdam noch zu überraschen, so lässt sich im Roman tatsächlich ein Muster für derartige Hafeneinfahrten ausmachen. In Stockholm („Sapperment! was sind da vor schöne Wiesen um Stockholm herum!“²⁶) nimmt Schelmuffsky bei einem Lust-Gärtner in der Vorstadt Quartier. Die Ankunft in Indien wiederum berichtet von einer ähnlichen Kulturlandschaft:

Drey Wochen nach seinen Tode [des Herrn Brudern Graff F.F.] gelangeten wir bey guten Winde in Indien an, allwo wir an einer schönen Pflingst-Wiese ausstiegen, den Schiffmann das Fähr-Geld richtig machten und einer hernach hier hinaus, der andere dort hinaus seinen Weg nahmen. Ich erkundigte mich nun gleich, wo der grosse Mogol residirete; erstlich fragte ich einen kleinen Jungen, welcher auf derselben Pflingstwiese, wo wir ausgestiegen waren, in einen grünen Käpgen dort herum lieff und die Jungen Gänßgen hütete.²⁷

Mit der Pflingstwiese ist nun ein sicher ganz spezifischer Ort angesprochen. Pflingstwiesen wurden im Umkreis der Städte bis Pflingsten gehegt und dienten dann als Weideland. Doch nicht nur das: Auf den Pflingstwiesen fanden im Spätsommer und Herbst die örtlichen Jahrmärkte statt, es wurde gehandelt, Schießwettbewerbe ließen sich hier austragen.²⁸ Schelmuffsky verrät hier also letztlich seine kleinstädtische deutsche Herkunft aus Schelmerode. Maximilian Bergengruen, der Schelmuffskys Bericht als eine Parodie auf zeitgenössische Reisebeschreibungen liest, spricht bei der Pflingstwiese von einem Signal, das den Protagonisten als Lügner entlarvt.²⁹ Dem soll hier eine differenziertere Lesart gegenübergestellt werden.

24 Christian Reuter, *Schelmuffskys wahrhaftige curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande I. Theil*, hg. v. Ilse-Marie Barth, Stuttgart 2002, S. 74.

25 Klaus-Detlef Müller, Einfallslosigkeit als Erzählprinzip. Zu Christian Reuters *Schelmuffsky*, in: Hans Esselborn, Werner Keller (Hgg.), *Geschichtlichkeit und Gegenwart. Festschrift für Hans Dietrich Irmscher zum 65. Geburtstag*, Köln 1994 (Kölner Germanistische Studien 34), S. 1–12, hier S. 4.

26 Reuter, *Schelmuffsky*, S. 56.

27 Ebd., S. 93 f.

28 Vgl. Art. Pflingstwiese. In: *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*. Leipzig 1889, Sp. 1703.

29 „Dass es in Indien keine Pflingstwiesen gibt, ist ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl der Lüge.“ Maximilian Bergengruen, *Der Große Mogol oder der Vater der Lügen des Schelmuffsky. Zur Parodie des Reiseberichts und zur Poetik des Diabolischen bei Christian Reuter*, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 126.2 (2007), S. 161–184, hier S. 166.

Die Lügen des Angebers machen deutlich: Auch die Vorstellungswelt des Kleinbürgers kann sich der Anziehungskraft globaler Reiserouten und ihrer wirtschaftlichen Prosperität nicht entziehen. Und nicht nur das. Schelmuffskys Reise rekonstruiert ein dichtes Netz an Handels- und Schiffsreisewegen zu Ende des 17. Jahrhunderts und kann so aufzeigen, wie selbst kleinstädtische Häfen zusehends an internationalen Seewegen partizipieren. Schelmuffskys scheinbar großsprecherische Lüge formuliert offensiv diesen Anspruch, in den durch den Seehandel hervorgebrachten Reichtum miteinbezogen zu werden. In der Zusammenführung sozialer Schichten trennen Pfingstweise und Handelsmetropole ja auch keine unüberwindbaren Hindernisse mehr, sie sind ökonomisch längst aneinandergelagert. Gerade mal „vierzehn Tage Indien“³⁰ umfasst der Aufenthalt des Schelmen im Vergleich zu vier Jahren Amsterdam und sechs Jahren in Stockholm. Die ökonomischen Zentren bilden auch zeitlich den Schwerpunkt des Romans. Und so unrealistisch, wie in der Forschung behauptet, sind Schelmuffskys Hafeneinfahrten für ‚lose Leute‘ ja nicht. Häufig war es selbst in großen Handelsstädten wie Hamburg so, dass „Hafenfahrzeuge, die zwischen Seeschiff und Land pendeln“³¹, einen Ausbau des Seehafens in unmittelbarer Nähe zur Stadt unnötig machten, so dass die Schiffsbesatzungen das Land tatsächlich nicht in der Hafenstadt betraten. Der grundsätzlichen Tendenz, der Stadtbeschreibung im Schelmuffsky mangle es an Realitätsbezug,³² sei damit nicht widersprochen. Schelmuffskys Erzählerperspektive macht allerdings auch deutlich, wie sehr mangelndes globales Reisen und Handeln bereits als soziales Defizit des Kleinbürgertums wahrgenommen werden.

Ein weiteres Beispiel, wie Hafenstädte zwar explizit angeführt, ihre Beschreibung jedoch dezidiert ausgespart bleibt, liefert der Schelmenroman *Lauf der Welt und Spiel des Glücks* von Hieronymus Dürer aus dem Jahr 1668. Dürers Pícaro Tychander verschlägt es bis nach Afrika und Arabien.³³ Er gerät in Gefangenschaft und wird an einen Landherrn verschenkt, der seine Besitzungen unweit von Mekka am Ufer des Roten Meeres bewirtschaftet. Dürer porträtiert jedoch nicht die Hafenstadt, sondern die Familie des Landherrn:

Mein jetziger Herr / wie gesagt/ war ein Landherr / oder vielmehr ein reicher vornehmer bauer/ und daneben durchaus mit Nabalischen sitten gezieret/ daher

30 Yahya A. Elsäghe, Schelmuffsky als närrischer Odysseus, in: *Simpliciana* XIII (1991), S. 485–492, hier S. 486.

31 Karl Löbe, *Metropolen der Meere. Entwicklung und Bedeutung großer Seehäfen*, Düsseldorf, Wien 1979, S. 272.

32 Vgl. Gunter E. Grimm, Christian Reuter: Schelmuffskys wahrhaftige curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande. Kapriolen eines Taugenichts. Zur Funktion des Pikarischen, in: *Interpretationen. Romane des 17. und 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 1996, S. 47–77, hier S. 60.

33 Zur Schifffahrtsmetaphorik im Spannungsfeld von *fortuna* und Ökonomie in Dürers Roman vgl. Ansgar M. Cordie, *Raum und Zeit des Vaganten. Formen der Weltaneignung im deutschen Schelmenroman des 17. Jahrhunderts*, Berlin, New York 2001 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 19), S. 192–207.

machte er mir meine ohne diß schwäre leibeigenschafft noch viel unerträglicher. Er hatte aber eine tochter / welche zwar keinesweges Abigail / sondern vielmehr Mopsa hätte vertreten können / aber doch gleichwohl bey ihren sonst viehischen sitten dieses eintzige menschliche an sich hatte / daß sie verliebet war. [...]. Es lag unsre wohnung an einem schiffreichen arm des Rohten Meers / und nicht ferne davon ein Persisch schiff / welches ich weis nicht aus was ursachen etliche tage daselbst vor ancker gelegen hatte / und nun segelfertig war nacher Ormus abzu-
lauffen.³⁴

Dürer inszeniert das Zusammentreffen einer ländlichen, ungebildeten Bevölkerung mit dem weltläufigen Hafenhandel an der Straße von Hormus.³⁵ Die verschiedenen Gesellschaftsgruppen treffen unmittelbar aufeinander. Die ländliche Bevölkerung ist den listenreichen Seeleuten nicht gewachsen. Nicht als Vaterfreude, als Abigail, wird die Ulana genannte Verehrerin bezeichnet, sondern als Mopsa. Diese Anspielung auf Sydneys *Arcadia*, in der sich Mopsa als „stupid country wench“³⁶ vor allem durch ihre sprachliche Inkompetenz hervor-
tut, ist zugleich als intertextueller Verweis zu sehen, wo Dürer diese Episode
abgeschrieben hat. Sydneys Arkadien allerdings kennt weder Muslime ge-
schweige denn geldgierige Seeleute. Ulana und Tychander fliehen bei Dürer zu-
sammen mit dem Geld des bäuerlichen Landherrn. Nur am Geld interessiert
setzt Tychander Ulana allerdings kurz darauf auf einer Insel aus.³⁷ Auf der Insel
kann er sie auf eine Eiche locken, auf der sie unter ihrem Kopftuch – da Maho-
met den Baum gepflanzt habe – die Engel singen hören werde.³⁸ Bei Sidney ist es
Apollo anstelle Mahomets, der Mopsa erscheinen werde, um ihre Wünsche zu
erfüllen,³⁹ und von einer ökonomischen Ausbeutung der Familie Mopsas kann
in *Arcadia* keine Rede sein.

Eine Liebe zwischen Tychander und Ulana, so präzisiert der Ich-Erzähler,
schiene „der Natur selbsten“⁴⁰ zuwider zu sein. Diese unüberbrückbare Diffe-

34 Hieronymus Dürer, *Lauf der Welt und Spiel des Glücks. Zum Spiegel Menschlichen Lebens vor-
gestellt in der Wunderwürdigen Lebens-beschreibung des Tychanders*. Hamburg 1668 [Neu-
druck Hildesheim u.a. 1984], S. 399–402.

35 Zur biographischen Prägung des Autors selbst vgl. Peter Heßelmann, Hieronymus Dürer
(1641–1704). Ein Barockautor aus Westfalen, in: *Literatur in Westfalen* 9 (2008), S. 35–47.

36 David C. McPherson, A Possible Origin for Mopsa in Sidney's *Arcadia*, in: *Renaissance Quar-
terly* 21.4 (1968), S. 420–428, hier S. 420.

37 „Tychander dagegen wechselt von Fall zu Fall vom Affekt- ins Ökonomieregister, gelangt aber
nicht auf die Ebene ethischer Entscheidung.“ Udo Friedrich, Wahrheit und Wahrscheinlich-
keit. Zur Paradigmatik und Syntagmatik des Glücks in Hieronymus Dürers *Lauf der Welt und
Spiel des Glücks*, in: Jan Mohr, Michael Waltenberger (Hgg.), *Das Syntagma des Pikaresken*.
Heidelberg 2014 (GRM-Beiheft 58), S. 315–347, hier S. 338.

38 „Wie sie ziemlich hochdroben war/ sagte der schiffer/ sie sollte sich nur auf einem ast nieder-
setzen und ihr gesichte mit einem tuche verbinden/ damit sie keine irdische dinge in derer
zeit anschauen dürffte/ so würde sie die allerlieblichsten stimmen der engel bald zu hören
kriegen.“ Dürer, *Lauf der Welt*, S. 408.

39 Vgl. Sir Philip Sidney, *The Countess of Pembroke's Arcadia (The Old Arcadia)*, edited by Jean
Robertson. Oxford 1973, S. 195 (3. Buch).

40 Dürer, *Lauf der Welt*, S. 400.

renz zwischen Vaganten, Seeleuten und Landbevölkerung wird gleichsam als natürliche Gesellschaftsgrenze festgeschrieben. Wider die Natur selbst ist diese Verbindung, weil der bäuerlich-patriarchale, auf dem Landbesitz ruhende Wirtschaftsbetrieb und die lose Existenzform der zirkulierenden Waren und Menschen nicht in Einklang zu bringen sind. Der Topos vom sicheren Hafen verliert seine Geltung, der Hafen als antike Metapher für „einen erstrebten politischen Zustand“⁴¹ hat ausgedient. Mobilität und Liquidität bedingen sich gegenseitig, der von der Theologie her statisch gedachte Hafen ist in eine dynamische Wirtschaftsordnung nicht integrierbar.⁴² Die Seeleute nehmen das Geld mit und lassen einen sozial und ökonomisch zerstörten Landbesitz zurück. Das topische Hafengebilde hat sich ins Gegenteil verkehrt:

Unter dem Gesetz der Fortuna führt die Lebensreise nicht zurück in die Heimat, geschweige denn überhaupt in einen sicheren Hafen. An seine Stelle tritt bei Dürer vielmehr eine Vielzahl unsicherer Häfen. Das paradigmatische Syntagma der metaphorischen Wanderung des Christen wird mit dem Zustand der realen Wanderschaft des Außenseiters konfrontiert, die durch einen diskontinuierlichen Wechsel von Stationen, von Auf- und Abstiegen, gekennzeichnet ist.⁴³

Charakteristisch ist hier, dass das moralisch gegenüber dem Seehandel höherstehende agrarische Landleben zugleich als ökonomisch und intellektuell unterlegen festgeschrieben wird. Dieser Konflikt verbleibt bestehen, es erfolgt keine Harmonisierung. So lässt sich Dürers unversöhnliche Revision von Sydneys *Arcadia* im Kontext internationaler Handelsströme hier kurz skizzieren.

III. Der Hafen als Transitraum

Einen weitaus differenzierteren Blick auf den internationalen Seehandel liefert *Die Insel Felsenburg* von Johann Gottfried Schnabel. Der Titelheld Eberhard Julius durchstreift die Tee-, Wein- und Brantweinhäuser Amsterdams. Auch die Börse und das Ostindische Haus werden nicht ausgelassen. Bootsknechte bieten ihre Dienste an. Doch auch ein Besuch des lutherischen Gottesdienstes ist für den frommen Helden Pflicht.⁴⁴ Hier im Hafen von Amsterdam erfährt er vom Leben des Bruders seines Großvaters auf der Insel Felsenburg. Als Kapitän Wolfgang später seine Lebensgeschichte berichtet, zeichnet er ein deutlich pessimistisches Bild von seinem Aufenthalt im Hafen von Amsterdam. Hier sind es

41 Eckart Schäfer, Das Staatsschiff. Zur Präzision eines Topos, in: Peter Jehn (Hg.), *Toposforschung. Eine Dokumentation*, Frankfurt a. M. 1972 (Respublica Literaria 10), S. 259–292, hier S. 271.

42 Vgl. Cordie, *Raum und Zeit des Vaganten*, S. 341 f.

43 Friedrich, *Wahrheit und Wahrscheinlichkeit*, S. 327.

44 Johann Gottfried Schnabel, *Wunderliche Fata einiger Seefahrer absonderlich Alberti Julii*. Erster Teil. Nordhausen 1731 (Reprint Hildesheim, New York 1973), S. 11–29.

liederliche Vögel und unsichere Gasthöfe, die die Stadt prägen. Die erste Begegnung im Hafen findet sogar mit einem Mordbuben statt, der den Kapitän selbst beinahe um das Leben gebracht hätte.⁴⁵ Dieses Hafenszenario von finsternen Gestalten wird kontrastiert mit dem frommen Programm, das auf der Insel Felsenburg umgesetzt werden soll. Auf der Insel Felsenburg, der Name ist Programm, sind die paradiesischen Landgüter durch fast unzugängliches Gelände vom Hafen getrennt, der von den Inselbewohnern durch gezielte Sprengungen für Schiffe völlig unbrauchbar gemacht wird.⁴⁶ Klüfte und Abgründe, gebirgsartige Bäche machen den Weg in die Insel fast unmöglich. Gerade für Frauen, die beim Durchschreiten dieses Naturhafens häufig in Ohnmacht fallen, bedarf es männlicher Hilfe, um in das patriarchalisch geleitete Reich von Albertus Julius zu gelangen. Und dennoch ist dieses Inselreich auf den Hafen angewiesen, um Handwerker und spezialisierte Gewerbetreibende einzubinden. Die importierten Spezialisten werden allerdings auch sofort in die Familie des Gründers durch Heirat integriert. Sie müssen es sich auf der Insel häuslich einrichten, die ökonomischen Beziehungen sind zugleich immer auch familiäre Beziehungen. Anstelle der Konkurrenz und des freien (Hafen-)Handels werden Monopole und agrarische Sesshaftigkeit vorgegeben: Jeder aus Europa herbeigebrachte Handwerker lässt sich „in einer anderen Pflanzstadt nieder und errichtet so ein Monopol für bestimmte, von der ganzen Gemeinschaft benötigte Güter, die auf der ganzen Insel verteilt werden.“⁴⁷ Generell lässt sich wohl ein Antagonismus zwischen agrarisch-gottgewollter Wirtschaftsordnung und amoralischem globalen Handel in *Die Insel Felsenburg* konturieren, der sich in der utopischen und zugleich abgeschlossenen Lebensweise der Bewohner zeigt. Die Insulaner

erwerben die Gaben des gesegneten Erdreichs dadurch, daß sie sich am Vorgegebenen orientieren und die schöpferverfügte Teleologie, d.h. Bewegungsgesetze und jahreszeitliche Zyklen, Ökologie und Biorhythmen sorgfältig beachten, in dienender Absicht kunstfertig unterstützen und gewissenhaft erweitern, im wesentlichen aber gewähren lassen [...].⁴⁸

Als Gegenfigur zu dieser häuslich-seßhaften, patriarchalen Lebensweise wird ein Franzose namens Lemelié vorgeführt. Dieser französische Schiffskapitän

45 Ebd., S. 449–460.

46 „Wir hatten seit etlichen Jahren her, bey müßigen Zeiten, alle diejenigen Oerter an den auswendigen Klippen, wo wir nur vermerckten, daß jemand dieselben besteigen, und uns überfallen könnte, durch fleißige Hand-Arbeit und Sprengung mit Pulver, dermassen zugerichtet, daß auch nicht einmahl eine Katze hinauf klettern, und die Höhe erreichen können“. Ebd., S. 418.

47 Ulrike Rotmann, *Geschlechterbeziehung im utopischen Roman. Analyse männlicher Entwürfe*. Würzburg 2003 (Saarbrücker Beiträge zur vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft 21), S. 85.

48 Dieter Kimpel, Aufklärerisch-ästhetische Ordo-Idee. Leibnizens *Monadologie* und J. G. Schnabels *Insel Felsenburg*, in: Günter Dammann, Dirk Sangmeister (Hgg.), *Das Werk Johann Gottfried Schnabels und die Romane und Diskurse des frühen 18. Jahrhunderts*, Tübingen 2004 (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 25), S. 91–112, hier S. 104 f.

scheint alle negativen Eigenschaften auf sich zu vereinen. Inzest mit der eigenen Schwester, Ermordung der gemeinsamen Kinder, Selbstmord der Schwester, nachdem Lemelié sie verlassen hat, schließlich Vergnügungen mit Huren in den Hafentädten. Als Franzose und Katholik ist er verlogen und gewissenlos. Am Ende seines Lebens beichtet er von seinen Missetaten:⁴⁹

[...] allein mein Ehrgeitz und ausschweifende Wollust stürzten den auf üblen Grunde ruhenden Bau, meiner zeitlichen Wohlfarth gar bald darnieder, so daß ich unter abermals verwechselten Nahmen und in verstellter Kleidung, als ein Boots-Knecht, sehr arm und elend aus Engelland abseegeln muste. Ein gantz besonderes Glücke führte mich endlich auf ein Holländisches Caper-Schiff, und machte nach und nach aus mir einen ziemlich erfahrenen See-Mann, allein wie ich mich durch Gift-mischen, Meuchel-Mord, Verräthterey und andere Räncke mit der Zeit bis zum Posten eines Capitains erhoben, ist wegen der kurtzen Frist, die ich noch zu leben habe, unmöglich zu erzehlen.⁵⁰

Lemeliés Lebenslauf folgt durchaus einem pikaresken Muster. Er changiert zwischen ausgestoßenem Verbrecher und Hofschranzen, kann sich für keine sesshafte Lebensweise entscheiden. Begreift man den Schiffskapitän zugleich als Staatslenker, der Lemelié auf Felsenburg ja sein möchte, so wird ein Blick auf das zurückgelassene Europa kenntlich. Losen Leuten, Verbrechern und Betrügnern ist es auf dem alten Kontinent möglich geworden, höchste gesellschaftliche Positionen einzunehmen. Lemeliés Lebenslauf braucht folglich auch nicht im Detail erzählt zu werden. Auf der Inselutopie wird diese dynamische Entwicklung durch eine sesshafte Lebensform unterbunden. „Die Errichtung der Tugendrepublik Felsenburg setzt die Selbstdisziplinierung der einzelnen Subjekte voraus.“⁵¹ Ein streng reglementiertes Kontrollsystem des Hafenhandels wird kenntlich. „Familiäre Privatheit“⁵² bildet auch die Grundlage einer moralisch gedachten Wirtschaftsordnung. Dem europäischen Hafen Amsterdam als Sammelbecken loser Gesellen und unmoralischen ökonomischen Treibens wird in Schnabels *Felsenburg* der abgeschottete und schwer zugängliche Naturhafen der Insel kontrastiv gegenübergestellt.

Begegnungen im Hafen, dies haben die Beispiele bei Dürer und Schnabel gezeigt, sind Begegnungen mit Fremden, die konfliktreich verlaufen, vielleicht sogar wider die Natur und die göttliche Ordnung verstoßen. Daniel Speer hat in einem seiner Fortsetzungsromane zu Grimmelshausens *Simplicissimus*, dem

49 Zur Bedeutung von Pietismus und Beichte vgl. Katrin Bojarzin, Individualität als Mittel zum Zweck – Strukturen pietistischer Autobiographie in J. G. Schnabels *Wunderlicher FATA*, in: Michael Hoffmann, Carsten Zelle (Hgg.), *Aufklärung und Religion. Neue Perspektiven*. Hannover 2010 (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert 1), S. 39–64.

50 Schnabel, *Wunderliche Fata einiger Seefahrer*, S. 214 f.

51 Wilhelm Voßkamp, Die Macht der Tugend – Zur Poetik des utopischen Romans am Beispiel von Schnabels *Die Insel Felsenburg* und von Loens *Der redliche Mann am Hofe*, in: Theodor Verweyen (Hg.), *Dichtungstheorien der deutschen Frühaufklärung*, Tübingen 1995 (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung 1), S. 176–186, hier S. 181.

52 Ebd.

1683 erschienen *Türkischer Vagant*, eine Schelmenreise vorgelegt, die über Konstantinopel, Alexandria und Kairo nach Jerusalem führt. Dabei wird auch die syrische Stadt Aleppo besichtigt und eine Nilfahrt unternommen. Der türkische Vagant, ein Kaufmann, reist zusammen mit einem griechischen Mönch und Pilger, sowie einem bewaffneten arabischen Soldaten zur Begleitung. Die Forschung konnte zeigen, dass es sich bei Speers *Simplicissimus*-Fortsetzung um ein besonders dreistes Plagiat handelt. Speer hat zu großen Teilen fast wörtlich die Reisebeschreibungen des Nürnberger Pastors Salomon Schweigger und des Augsburger Arztes Leonhard Rauwolf abgeschrieben und lediglich aus der Perspektive des Simplex formuliert.⁵³ Beide Reisen wurden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unternommen. Nur in ganz seltenen Fällen fügt Speer einzelne Episoden hinzu. Zu diesen zählt eine Hafenepisode, die sich bei einer Schifffahrt auf dem Euphrat ereignet und die Speer „zu einer Mordgeschichte aufgebauscht“⁵⁴ hat.

Drei jüdische Händler wollen mit ihren Kamelen das Schiff besteigen und werden gegen eine Schutzgebühr von einem Patron auch aufgenommen. Noch im Hafen kommt es zum Konflikt mit den als streitsüchtig dargestellten Händlern. Die türkischen Janitscharen schreiten gegen Bezahlung durch Simplex und seine Begleiter gegen die Kaufleute ein. Schließlich töten sie einen Juden und werfen ihn im Hafen über Bord. Als der Patron der Juden Nachforschungen anstellt, machen die Janitscharen die beiden anderen Juden „unsichtbar“⁵⁵. Unmissverständlich stellt Simplex zufrieden fest, dass sie auch getötet worden seien. Besonders bezeichnend für die von Speer eingefügte Episode ist, dass die Akkulturation, das gemeinsame Weintrinken von Muslimen und Christen, die Wut der jüdischen Kaufleute hervorruft („sie droheten ebenfals/ diese zu Rakka zu verklagen / weil sie mit uns Wein süffen“⁵⁶). Die Juden, die zunächst nicht auf die übervollen Schiffe gelassen werden sollen, fungieren folglich als Figuren des Dritten, die an jedem Ort als deplatziert erscheinen müssen.⁵⁷ Bezeichnend ist die Formulierung einer Unsichtbarmachung, durch die auch die Handelsgüter – „gantz in der Stille / und wuste niemand / wo ihre Güter hingeflogen“⁵⁸ – verschwinden können. Bei Speers Text handelt es sich keineswegs um religiös legi-

53 Vgl. Konrad Gajek, *Daniel Speers romanhafte und publizistische Schriften*. Wrocław 1988, S. 60.

54 Ebd., S. 70.

55 Daniel Speer, *Türkischer Vagant/ Oder: Umschweiffend=Türkischer Handels=Mann/ Welcher eine Reise mit zweyen Calogieris (oder Griechischen München) und drey Griechischen Kauff-Leuthen in Constantinopeln angetreten [...]*. o. O. 1683, S. 136.

56 Ebd.

57 Der Jude als Dritter, so Holz, hat „keinen legitimen Ort in der Welt.“ Holz stützt seine Ausführungen maßgeblich auf Zygmunt Bauman und verweist auf die inzwischen umfangreiche Forschungsliteratur zur Analyse ‚des‘ Juden als Figur des Dritten (v.a. allerdings im Kontext der Antisemitismusforschung). Klaus Holz, *Der Jude. Dritter der Nationen*, in: Eva Esslinger, Tobias Schlechtriemen (Hgg.), *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*, Berlin 2010, S. 292–304, hier S. 301.

58 Speer, *Türkischer Vagant*, S. 136.

timierte Judenfeindschaft. Die jüdischen Kaufmänner sind in ihrem Verhalten auch nicht von den christlichen oder muslimischen Reisenden zu unterscheiden. Alle Gruppierungen sind an Warenhandel und Geld interessiert, alle Gruppierungen akzeptieren Gewalt zur Durchsetzung ihrer Interessen. Insofern greift Speer hier nicht auf antijüdische Stereotype zurück. Zum Verhängnis wird den jüdischen Kaufleuten, dass sie den Hafen als Ort rechtlicher Instanzen begreifen (in Rakka findet sich ein „Cadi oder Stadtrichter“⁵⁹), an dem über einen Rechtsweg Entscheidungen herbeigeführt werden können. Diesen Eingriff in das Zusammenleben der heterogenen Schiffspassagiere gilt es jedoch zu verhindern. Als Figuren des Dritten bleiben Juden bei Speer damit von Akkulturationsprozessen ausgeschlossen. Speer plädiert am Ende des Romans vehement dafür, an den Schulen die arabische Sprache zu unterrichten,⁶⁰ während auf der Reise noch ein weiterer äußerst brutaler Mord an Juden legitimiert wird.⁶¹ Victoria Gutsche konnte auf bereits im 17. Jahrhundert existierende proto-rassistische Wahrnehmungen des Jüdischen aufmerksam machen.⁶² Die Episode bei Speer zeigt auf, dass Häfen als Handelsorte theologische Legitimierungen von Judenfeindschaft gegenüber zusehends ökonomisch fundierten Formen von Judenfeindschaft zurücktreten lassen. Denn der explizite Verweis auf die Wertschätzung der (semitischen) arabischen Kultur und Sprache schließt auch proto-rassistisches Denken bei Speer aus. Vielmehr zeigt sich, dass Judenfeindschaft „im Mittelalter und der Frühen Neuzeit auch profane Züge hatte, auch ein ökonomisches, soziales und psychologisches Phänomen war“⁶³, wie Gutsche weiter differenzierend festhält. Geschildert wird bei Speer ja ein Etappenhafen als Handelsknotenpunkt zwischen ländlichem Karawanenhandel und Flusschiffahrtshandel. Dieser Hafen fungiert für alle Beteiligten als Transitraum, so dass die religiöse und kulturelle Identität des Hafens nicht bestimmbar bleibt. Unter Rückgriff auf Aleida Assmanns Vorschlag einer antagonistischen Gegenüberstellung von Selbstbehauptungs- und Selbstbegrenzungswissen in der Begegnung mit dem Fremden („Diese Erfahrung des Fremden führt zur kognitiven und emotionalen Relativierung des eigenen Standpunkts“⁶⁴) zeigt die Begegnung mit Juden bei Speer auf extreme Weise, wie auf die Herausforderung des Fremden im Hafen mit Selbstentschränkung geantwortet wird. Die Fremden geraten „zur Projektionsfläche des blinden, verabsolutierten Willens“⁶⁵, ihnen wird die Anerkennung verweigert.

59 Ebd., S. 140.

60 Vgl. S. 185 f.

61 Vgl. S. 165–167.

62 Victoria Luise Gutsche, *Zwischen Abgrenzung und Annäherung. Konstruktionen des jüdischen in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Berlin, Boston 2015 (Frühe Neuzeit 186), S. 26–32.

63 Ebd., S. 14.

64 Aleida Assmann, Odysseus und der Mythos der Moderne. Heroisches Selbstbehauptungswissen und weisheitliches Selbstbegrenzungswissen, in: Gotthard Fuchs (Hg.), *Lange Irrfahrt – Große Heimkehr. Odysseus als Archetyp – zur Aktualität des Mythos*, Frankfurt a. M. 1994, S. 103–122, hier S. 116.

65 Ebd.

Doch nicht nur gegenüber der Darstellung von Juden greift Speer in stark diskriminierender Weise ein. Bezeichnende Umformulierungen finden sich auch im Hinblick auf die Bewohner der Hafenzentren. Diese seien als faul, diebisch und kinderreich zu charakterisieren.⁶⁶ Die Einwohner Alexandrias, so Speer, ließen sich mit den ‚Zigeunern‘ vergleichen, und wären damit angeblich „ebemäßig unverschämt und bettelhaft“⁶⁷. Werden also hier die sesshaften Bewohner der Hafenzentren mit diskriminierenden Vorurteilen gegenüber Vaganten belegt, so fügt Speer auch noch weitere bezeichnende Umgangsformen der Reisegruppe mit den Hafenbewohnern ein. Die armen Hafenbewohner würden nämlich häufig zu den Schiffen schwimmen, so dass die Reisegruppe ihnen „wie den Hunden“ Brot zuwürfe, worauf diese „wie die Fische“ schnappten.⁶⁸ Ihr Verhalten ähnelt vielfach mehr dem tierischen als dem menschlichen. Hafen- und Küstenbewohner lassen sich folglich als Bewohner einer kulturellen Peripherie beschreiben. Damit leben sie auch an der Grenze menschlicher Soziabilität. „Die Grenze zwischen Land und Meer ist eine für die kulturellen Institutionen des Abendlandes fundamentale Grenze.“⁶⁹ Hafenzentren sind folglich nicht nur Transiträume der Kaufleute, Pilger und Soldaten; ihre Grenzlage lässt auch eine bedrohliche Grenzauflösung zwischen menschlichem und tierischem Verhalten möglich erscheinen. Das Meer fungiert als „instabile Grenzfläche“⁷⁰ schlechthin, der Hafen erweist sich als provozierender Grenzort. Mit dieser Position steht Speer keineswegs allein.

66 Vgl. Speer, *Türkischer Vagant*, S. 140 f.

67 Ebd., S. 55.

68 Ebd., S. 141.

69 Bernhard Siegert, Der Nomos des Meeres. Zur Imagination des Politischen und ihren Grenzen, in: Daniel Gethmann, Markus Stauff (Hgg.), *Politiken der Medien*, Zürich 2005, S. 39–56, hier S. 39.

70 Ilka Becker, Art. Meer, in: Stephan Günzel (Hg.), *Lexikon der Raumphilosophie*, Darmstadt 2012, S. 251 f., hier S. 251.

IV. Verstörende Tier-Mensch-Entgrenzungen. Der Hafen als epistemische Verunsicherung⁷¹

Unter dem Titel *Anthropodemus plutonicus. Das ist eine neue Welt-beschreibung von allerley wunderbahren Menschen* veröffentlichte Johannes Praetorius 1666 ein Kompendium gleichsam im Unterirdischen auffindbarer Menschen. Im 14. Kapitel widmet er sich dabei den Meerleuten, die an der Küste leben und der Kategorie des Wunderbaren zugeordnet werden können.⁷² Er beschreibt etwa einen vor der Stadt Messina abgesondert lebenden Menschen, der als Taucher die Gesellschaft der Fische suche und den Namen Poisson Cola trage. Oder er gibt das Beispiel eines in der friesischen See gefangenen Meermannes, der mit dicker Haut ausgestattet gewesen sei und dem man allmählich das Essen von Brot angewöhnen konnte. Ferner wird im Norden von Portugal ein Geschlecht angeführt, das seine Herkunft von der Paarung eines Wassermannes mit einer Hafengebwohnerin herleite. Praetorius verweist besonders auf zirkulierendes Bildmaterial zu diesen hybriden Wesen.⁷³ Der Hafen wird hier als intellektueller Umschlagplatz von Wissen und Nachrichten kenntlich. Dies lässt sich an einem eindrücklichen Beispiel besonders gut belegen. Es handelt sich um an Land gezogene Meermönche und Meerbischöfe. Praetorius führt aus:

Daß im Jahr 1531. In dem Nordischen Meer nahe bey Elpach ein ander Meermann sey gefangen worden / der wie ein Bischoff bey der Römischen Kirche habe außgesehen: Den habe man den Könige in Polen zugeschickt: Weil er aber gantz im geringsten nicht essen wollen von allem / das man ihm dargereicht / sey er am dritten Tage gestorben / habe nichts geredet / sondern nur grosse tieffe Seufftzer geholet.⁷⁴

Der Meerbischof steht zweifelsohne in einer Traditionslinie mit dem Meermönch, der sich bereits in *De Animalibus* bei Albertus Magnus im 13. Jahrhundert nachweisen lässt.⁷⁵ Albertus' Darlegungen aufgreifend finden sich Meer-

71 Den Terminus der ‚epistemischen Verunsicherung‘ übernehme ich hier von Frieder von Ammon und Michael Waltenberger, die diesen angesichts der Pluralisierungstendenzen in der Frühen Neuzeit im Hinblick auf Ordnungsverlust und Heilsunsicherheit einführten. Vgl. Frieder von Ammon, Michael Waltenberger, Wimmeln und Wuchern. Pluralisierungsphänomene in Johannes Paulis *Schimpf und Ernst* und Valentin Schumanns *Nachtbüchlein*, in: Jan Dirk Müller, Wulf Oesterreicher, Friedrich Vollhardt (Hgg.), *Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit*, Berlin, New York 2010 (Pluralisierung & Autorität 21), S. 273–301, hier S. 284.

72 Johannes Praetorius, *Anthropodemus plutonicus*, Magdeburg 1666/67, S. 74–166.

73 Zur Darstellung von Meermönchen und Meerbischöfen auf Karten des 16. Jahrhunderts, insbesondere bei Giacomo Gastaldi vgl. Chet Van Duzer, *Seeungeheuer und Monsterfische. Sagenhafte Kreaturen auf alten Karten*. Aus dem Englischen v. Hanne Henninger u. Jan Beaufort, Darmstadt 2015, S. 100–103.

74 Praetorius, *Anthropodemus plutonicus*, S. 79 f.

75 Vgl. hierzu ausführlicher Charles G. M. Paxton, R. Holland, Was Steenstrup Right? A New Interpretation of the 16th Century Sea Monk of the Øresund, in: *Steenstrupia* 29.1 (2005), S. 39–47, hier S. 43 f.

mönche im spätmittelalterlichen *Buch der Natur* des Konrad von Megenberg. In der allegorischen Deutung Konrads ist der „mermunch“ (monachus marinus) ein Inbegriff der Scheinheiligkeit und des Heuchlertums. Wer Meermönchen folge, werde von ihnen getötet:

Daz merwunder hat die art, daz es die læut an dem gestat pey dem mer gern zv im loket vnd springt vor in in dem mer vnd nahent zv in, vnd wenn es siht, daz die læut lustig sint in seinem spil, so fræut ez sich vnd spilt dester mer auf dem wazzer, vntz daz im ein mensch so nahen chuemt, daz ez in hin gezucken mag, so fu-
ret ez in vnder daz wazzer vnd frizzt in.⁷⁶

Der Unterschied zwischen der spätmittelalterlichen Quelle und dem sich auf konkrete Seemönch- und Seebischof-Fänge an genau benannten Orten und Zeiten stützenden Praetorius sind eklatant. Auch im *Hortus sanitatis* wird vor dem Meermönch als Monster gewarnt, das Menschen raubt und auf den Meeresgrund zieht. Abgebildet erscheint das mit einem Fischunterleib ausgestattete Unwesen neben dem Einhorn.

Praetorius dagegen führt für die Existenz des Meerbischofs mehrere Quellen auf, beruft sich auf zahlreiche antike, aber auch zeitgenössische Autoren, unter anderem Johann Wolffs *Lectiones Memorabiles* oder die *Annales Ecclesiastici* des Baronius-Fortsetzers Henricus Spondanus. Als zentrale Quelle fungiert jedoch ohne Zweifel Lodovico Guicciardinis *Niderlands Beschreibung* (von 1580), und hier insbesondere das Kapitel zur Beschreibung der Hafenstadt Harlem. Das einschlägige Werk Guicciardinis wird ausführlich zitiert: Die Bürger Harlems bestätigten in *Niderlands Beschreibung* sowohl den Fang eines Meerweibes als auch eines Meermannes, die beide durch Erziehung in das städtische Leben integriert werden konnten. Dann folgt als weiterer Beleg der von Praetorius angeführte Fang des Meerbischofs. Mit diesem intensiven Bemühen, sich in der Darlegung des Wissens methodisch abzusichern, steht Praetorius keineswegs isoliert da – andere Autoren wie Rondelet oder Gessner gehen bei Seemönch und Seebischof ähnlich vor.⁷⁷

Warum geht Praetorius in mehreren Anläufen so ausführlich darauf ein, die Existenz von Meerbischofen und Meermönchen zu klären? Einerseits könnte ihr klerikales Erscheinungsbild darauf hindeuten, dass im Meer lebende Wesen zur ewigen Seligkeit berufen seien, so Praetorius. Dies führt er unter Berufung auf Conrad Gessner an, der im 16. Jahrhundert seine *Beschreibung der Fische* veröffentlichte (vgl. Abb. 11.2).

76 Konrad von Megenberg, *Das ‚Buch der Natur‘. Bd. II.: Kritischer Text nach den Handschriften*, hg. v. Robert Luff u. Georg Steer, Tübingen 2003, S. 265 (III.C.15).

77 Mackenzi spricht bei Gessner und Rondelet von einer „exhaustive list of sources ancient and modern, anecdotes, witnesses, and scientific reasonings for how such a creature could exist.“ Louisa Mackenzi, *French Early Modern Sea-Monsters and Modern Identities*, via Bruno Latour, in: Pia F. Cuneo (Hg.), *Animals and Early Modern Identity*, Ashgate 2014, S. 329–349, hier S. 334.



Monachus
marinus,
& Monoceros.
Ex lib. dena.
rer. Monachi
maris dicti
sunt, quia
caput ha-
bent ut mo-
nachi res-
center ras-
si, coronā

desuper rasam & candidam, & circuli in modum erinnum super loca aurium, faciē tamen non habet in toto similem homini, quia nasum habet piscis simile, & os naso cōtinuū. Ceterū in inferiorib⁹ habet formā piscis. Hoc monstrū homines sup̄ ripas maris ambulantes libere alliciūt, & corā eis sup̄ aquas ludūt, quod si hominē admiratē propinquare uiderit appropinquare et ipse, et si datur facultas hominē rapit & trahit in profundum, sicque carnibus eius satiatur.

OPERATIONES.

In eo, ut sup̄, Monoceros monstrū marinū habēs i fronte cornu maximū, quod naues obuias p̄ntrare possit ac destruere et hoīm multitudinē p̄dere. Sed i hoc pietas creatoris humano generi p̄uidit: quia cū tardū aial creatū sit, naues eo uiso possunt effugere. CAPVT. 62.

Abb. 11.1: Der Meermönch (monachus marinus) im *Hortus sanitatis* von 1536. Digitalisierung und Bereitstellung durch die Universitätsbibliothek Augsburg.

Dann allerdings argumentiert Praetorius andererseits, es handle sich bei Meerbischofen um Konfessionspolemik: Die gefangenen Seemenschen seien mit katholischem Ornat ausgestattet worden, um den klerikalen Prunk als der göttlichen Natur gemäß zu rechtfertigen. „Haben die See-Leute ihren Münchstandt und Habit von den Pābstlern; Oder diese von jenen?“⁷⁸ Die See-Leute seien lediglich „*verisimel*“⁷⁹ gemacht worden. Schließlich bezweifelt Praetorius, dass Meermönche von Adam abstammten. Nach dieser Quellenkritik allerdings führt Praetorius nochmals die Belege für eine Existenz von Meerbischofen und -mönchen auf. Meermönche wurden in der Forschung in jüngerer Zeit in den Kontext einer Vergesellschaftung von frühneuzeitlichem Wissen gestellt. Sie machten in besonderer Weise auf das soziale Feld aufmerksam, in dem Wissen generiert wird. Im Sinne von Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie würde es sich folglich beim Seemönch und Seebischof um keine spezifisch neuzeitliche Form von Wissen handeln:

we look to the past (and also to anthropological Others) and imagine them as a locus of hybrid nature-culture, while simultaneously imagining modernity (and/or the West) as having separated nature and culture. Latour complicates this by showing that this move is itself part of the illusion of modernity.⁸⁰

78 Praetorius, *Anthropodemus plutonicus*, S. 149.

79 Ebd.

80 Mackenzi, *French Early Modern Sea-Monsters and Modern Identities*, S. 332.

Abb. 11.2: Meermönch und Meerbischoff bei Conrad Gessner (1563). Conrad Gessner, *Fischbuoch. Das ist ein kurtze/ doch vollkommne Beschreyung aller Fischen so in dem Meer und süssen Wasserren/ Seen/ Flüssen/ oder anderen Bächen jr wonung habend/ sampt jrer waren conterfactur: zuo Nutz und Guotem allen Artzetzen/ Maleren/ Weydleüten und Köchen gestellt: insonders aber denen so ein Lust habend/zuo erfaren und betrachten Gottes wunderbare Werck in seinen geschöpfften. Erstlich in Latin durch den hochgeleerten und natürlicher Künsten wolerfahrenen Herren D. Cuonrat Gesßner beschriben: yetz neiwlich aber durch D. Cuonrat Forer zuo grösserem Nutz allen Liebhaberen der Künsten in das Teütsch gebracht. Zürich 1563, S. CV. Digitalisierung und Bereitstellung durch die Zentralbibliothek Zürich NS 4,3.*

Allerley Wallfischen.

CV

Dieser Meermönch sol sich an dreyen orten erzeigt/ an dreyen orten gefangen seyn worden. Erstlich in Norwegen bey Eley bey der statt den Hainoch. Demnach sol er auch in dem Wallfischen Meer gefangen seyn worden bey der statt Elbsca. so 4. meylligt von Copenhagen/ der hauptstatt des Danischen reichs. Die gungelange des fischs 4. ellenlangen/ sol die lung jägedichte gedert/ vñ sü einem wunde der dachren seyn werden. Sol von den fischen im garm mit den Haringen gefangt seyn werden.
 Dergleichen sol auch einer bey Zurbegul in dem Wallfischen Meer gefangt seyn worden.
 Albrecht schreyt/ dasz die art der fischen im Danischen Meer seyn gefangen worden.



Von dem Meerbischoff.

Episcopus marinus. Ein Meerbischoff.
 Von seiner gestalt, und an welchen orten er gefangen.

Auff das sie als man zeit 1571. sol ein solches fisch nur solches gestalt genlich aller yeden eines Bischoffs dinst/ an dem gilaß des meers bey Polard nächst gefangen sein worden/ vñ dem Polenschen kung fürgetragen. Welches durch etwas zeichen menglich bewacht wöllen behüten vñ bewahren/ dasz es ein geyßler habe werden in das meer. Zu welchem also ein fisch ist worden/ sol es sich zu stand daryn gewöhnen/ vñ in die reiffe verhoffen haben.



Von einem anderen Meerbischoff
 auf einer insel oder yedel im Teütschland gemacht.

In der Tat legen jene in den Hafen gezogenen Wesen, die sich einer wissenschaftlichen Erklärung zu entziehen scheinen, auf besonders explizite Weise offen, wie das Wissen einer Zeit methodisch generiert wird. Die vielfachen Bemühungen von Praetorius machen dies deutlich. Bei Praetorius scheint die Vorstellung auf, es gebe außerhalb der bekannten gesellschaftlichen Ordnung soziale Gemeinschaften, die Legitimität beanspruchen können. Diese nur selten sichtbaren Parallelgesellschaften stellen zugleich immer auch ein Bedrohungspotential der fest gefügten sozialen Ordnung dar. Die Entdeckung eines neuen Kontinents und neuer Völker von den europäischen Häfen aus mag hier einen bedeutenden Subtext zum Verständnis solcher Parallelgesellschaften im Meer darstellen.

Selbst ein Meermönch kann, wie Praetorius' Invektiven zeigen, eine konfessionelle Provokation bewirken, indem er die durch die Reformation kritisierte zölibatäre Lebensweise gleichsam naturrechtlich zu legitimieren scheint. Der noch im Spätmittelalter unspektakuläre Meermönch gerät unter konfessionspolemischer Konfliktstellung zum Stein des Anstoßes und zur wissenschaftlichen Herausforderung. In diesem Kontext spielen die Häfen eine zentrale Rolle:

Mit dem Wechsel vom Festland aufs Wasser geht die Ablösung eines epistemischen Aggregatzustandes durch einen anderen einher: des Fixierten durch das im Fluß oder Strom Befindliche, Prozeßhafte; des Geschlossenen durch das noch unbekannt Offene, Mögliche, des Vertrauten, Beherrschten durch das Neue, Unbekannte, Nicht-Erschlossene; [...] des Entdeckten, Kategorisierten und Etablierten durch das Moment der Suche, des Auffindens.⁸¹

Die in den Hafen geholten Seemönche und Seebischöfe sollen bei Praetorius einer wissenschaftlichen, auch theologisch fundierten Wahrheit zugeführt werden, entziehen sich aber als Meereslebewesen dieser methodischen Unterwerfung. Die Hafenstädte fungieren hier als Zentren einer einsetzenden wissenschaftlichen Kommunikation. Praetorius' vehemente Argumente gegen die Existenz von Meerbischofen unterschlagen nicht, dass vier Mal durch Augenzeugenberichte belegt, Meerbischofe in Hafenstädten gesehen wurden. Meerbischofe und -mönche widersetzen sich folglich konsequent den unternommenen Klassifikationen und Erklärungen, sie kehren, wenn sie wieder aus dem Hafen ins Wasser gelassen werden, in ihr Element zurück, das sich zugleich dem menschlichen Wissen entzieht. Die für die frühe Neuzeit so prekäre „Gegenläufigkeit von empirischer Evidenz und Wissenstraditionen“⁸² wird hier auf besonders markante Weise sichtbar. So verbleibt die Hafenstadt (hier Harlem) als verstörender Ort eines vermeintlich empirisch gesicherten Wissenserwerbs zurück. Dies soll an einem weiteren prominenten Beispiel verdeutlicht werden.

Auch Grimmelshausen nutzt die Hafenstadt als Ort, an dem Mensch-Tier-Grenzen durchlässig und Stadt-Land-Antagonismen aufgebrochen werden können. In der *Continuatio* wird der von Räubern gefangene Simplex in den Hafenstädten am Roten Meer als Wilder Mann vorgeführt. Das „Spektakel“ seiner Erscheinung beruht dabei darauf, dass der mitteleuropäische Haar- und Bartwuchs für die arabischen Händler ein Faszinosum darstellt. Die Räuber präparieren Simplex – hier sei an die Überlegungen von Praetorius erinnert, die Meerbischofe seien „verisimel“ gemacht worden – wie folgt:

zogen mir meinen Rock auß und bekleydeten mich umb die Scham mit einer schönen Art Moß so in *Arabia Felix* in den Wäldern an etlichen Bäumen zu wachsen pflegt/ und weil ich ohne das barfuß; und barhäubtig zugehen gewohnet war / gab solches ein überauß selzames und frembdes Ansehen; solcher Gestalt führten sie mich als einen wilden Mann in den Flecken und Stätten an rothen Meer herumber und liessen mich umb Geld seh; mit vorgeben / sie hätten mich in *Arabia desertæ* gefunden und gefangen genommen [...].⁸³

81 Christiane Schildknecht, Art. Reisen, in: Ralf Konersmann (Hg.), *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, Darmstadt 2008, S. 301–311, hier S. 304.

82 Gerhard Penzkofer, Lazarillo bei den Thunfischen oder die amerikanische Erfindung der Perspektive, in: Wolfram Nisch, Christian Wehr (Hgg.), *Artificios. Technik und Erfindungsgeist in der spanischen Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit*, München 2016 (Hispanistisches Kolloquium 5), S. 63–97, hier S. 84.

83 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, *Continuatio*, in: Ders., *Werke I.1.*, hg. v. Dieter Breuer, Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4/1), S. 553–699, hier S. 652 [Das XVIII. Capi-

Zu beachten ist dabei, dass es hier eben um einen „*Europeer*“⁸⁴ geht, der in arabischen Ländern durch sein Äußeres zum Wilden deklariert werden kann. Grimmelshausen invertiert folglich das gängige Schema. Ebenso ist der Wilde Mann hier ein Wüstenwesen, das in den Hafenstädten fremd und nicht identifizierbar anmutet. Als unfreiwilliger Lehrmeister der Unbeständigkeit tritt Simplex hier auf, es handelt sich um eine konsequente Veranschaulichung der Baldanders-Strategien.⁸⁵ Erst in einer großen Hafenhandelsstadt entdeckt Simplex so viele andere Europäer, dass er sich mutig an diese in Latein wendet und von seiner Freakshow-Existenz befreit werden kann.

Grimmelshausen greift in seiner *Continuatio* übrigens, wie Dieter Breuer es nahegelegt hat, eine Episode aus dem *Lazarillo* von einem Thunfisch-Wesen auf Jahrmärkten auf.⁸⁶ *Lazarillo* wird in einer Fortsetzung des *Pícaro*-Romans, Diego Hurtado de Mendoza zugeschrieben, in einen Thunfisch verwandelt, lebt mit den Fischen, wird schließlich aber aus dem Meer gezogen. Als Meerwunder präpariert kann er mit Erlaubnis der Inquisition zur Schau gestellt werden:

Pusieronme en vna media cuba, echa al modo de vn vergantin, que llena de agua, y yo sentado en ella, me llegua hasta los lauios; no me podia leuantar en pie: por tenerlos atados con vna sogá; de la qual salia vn cabo, por entre los cellos de aquel pelambre, de suerte, que si por malos de mis pecados pipeaba: me hazian dar vn camarujo, com rana, y beuer mas agua, que hidropico: cerraua la boca, hasta que sentia, que el que tiraua afloxaba: entonces sacaua la cabeça fuera coma tortuga, y escarmentaua en la mia propia.⁸⁷

Bei *Lazarillo* treten beide Aspekte noch deutlicher zutage: Zum einen wird der Zwischenstatus von *Lazarillo* als ‚señor atún‘, der nicht mehr Thunfisch (wie noch im Reich der Fische) noch aber auch ganz Mensch ist, hervorgekehrt. Zum anderen zeigt das Schicksal des *Pícaro* aber deutlich auch die Entmenschlichung, die mit dem sozialen Status als Jahrmarktswunderfigur einhergeht. Der Erzähler fühlt sich als Schildkröte und Frosch, die Fixierung im Wasser ist schmerzhaft und entwürdigend. Grimmelshausen entschärft die soziale Anklage, die im *Lazarillo* enthalten ist, indem er das Verhalten der arabischen Räuber Simplex gegenüber (seine Ernährung und Pflege) nicht beanstandet, wohingegen der spanische Text die prekären Verhältnisse der Jahrmarktschausteller

tel].

84 Ebd., S. 653.

85 Vgl. Dieter Breuer, *Grimmelshausen-Handbuch*, München 1999, S. 76.

86 Dieter Breuer, Kommentar. In: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, *Werke* I.1, Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4/1), S. 1004–1048, S. 1053.

87 Diego Hurtado de Mendoza, *Vida de Lazarillo de Tormes* Bd. 2. Zaragoza 1652, S. 28 f. Die deutsche Übersetzung lautet wie folgt: „Sie legten mich mit gebundenen Füßen in eine Kufe, die so weit voll Wasser war, daß es mir bis an die Lippen reichte. Zwischen den Haaren meines falschen Bartes ging eine Schnur herunter; wenn ich mich nun beklagen oder reden wollte, so zog einer an derselben, wodurch ich genötigt war, wie ein Frosch unterzutauchen. Ich schloß den Mund, bis ich merkte, daß der, welcher zog, nachließ: dann reckte ich den Kopf, gleich einer Schildkröte, wieder hervor.“

scharf hervorkehrt. In einer französischen Ausgabe aus dem späten 17. Jahrhundert wird folglich Lazarillo als ‚señor atún‘ auch zum Meeresherrn Triton erhoben (und anschaulich illustriert vgl. Abb. 11.3 und Abb. 11.4), um die soziale Anklage des spanischen Originals abzuschwächen. Der Triton ist in der antiken Literatur im Übrigen vielfach belegt⁸⁸ und stellt folglich auch keine epistemische Herausforderung an die Betrachter dar.

Emanuele Sicurella spricht angesichts von Thunfisch-Lazarillo oder Triton-Lazarillo (bzw. Wilder Mann-Simplex) von „duplice identità“⁸⁹ und weist dieser Doppelung einen spezifischen Modus der Erkenntnis zu. Gerhard Penzkofer hat anhand der Einheit von Tier und Mensch bei Lázaro weitreichende Perspektivenverschiebungen kenntlich gemacht: „Zweieibigkeit heißt also nicht mehr monströse Doppelung, sondern paradoxe Ganzheit sowohl der menschlichen wie der tierischen Gestalt, die in einem Wesen zusammenfallen.“⁹⁰ Diese Doppelung als Thunfisch-Mensch untergrabe entschieden die Absolutheit autoritärer Wahreitsaussagen („Es gibt nur Wirklichkeitsversionen, die des Landes und die des Meers, ohne dass eine mehr Recht hat als die andere“⁹¹). Lazarillo als Thunfisch verwandelt sich im spanischen Original erst allmählich wieder zum Menschen und wird zugleich als Meerwunder präpariert und kommerziell zur Schau gestellt. Er „bleibt zunächst ein Fremder in seiner alten Umgebung und im Prozeß der Restitution seiner körperlichen und sozialen Identität“⁹² verliert sich im Schelmenroman die provokante Doppelidentität keineswegs. Dem Erzpriester, dem Lazarillo davon berichtet, dass er tatsächlich noch als ‚atún hombre‘ vorgeführt worden sei, verunsichert diese Tatsache zutiefst. Nach Penzkofer artikuliere die imaginierte Perspektive des Thunfischs auch die Perspektive der kolonisierten Indianer, denn die Auseinandersetzung mit dem Fremden verwandle auch die nach Amerika fahrenden Spanier.⁹³ Das Meer als die literarisch inszenierte Perspektive des Anderen oder der Anderen würde demzufolge seine Stimme zumindest ephemere, aber doch unüberhörbar in den Hafenstädten Europas erheben.

Das herausfordernde Potential biologisch weder Tier noch Mensch zuordenbarer Lebewesen hat wohl auch aus diesen Gründen in der Gegenwart Konjunktur. Albert Sánchez Piñols Bestseller *La pell freda* (dt. *Im Rausch der Stille*⁹⁴) etwa zeichnet parabelhaft den mörderischen Kampf zweier Männer gegen verstörend menschliche Seewesen nach, wobei die Männer zugleich der erotischen

88 Vgl. insbesondere W. Enßlin, Triton, in: *Pauly Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaften* Bd. II.13, hg. v. Wilhelm Kroll u. Karl Mittelhaus, Stuttgart 1939, Sp. 245–324.

89 Emanuele Sicurella, *La Segunda Parte de Lazarillo de Tormes*. Studio e testo, Napoli 1983, S. 28.

90 Gerhard Penzkofer, Lazarillo bei den Thunfischen, S. 97.

91 Ebd., S. 95.

92 Michael Waltenberger, Die Wahrheit im Reich der Thunfische. Zur Struktur und Poetik der anonymen Lazarillo-Fortsetzung von 1555, in: Jan Mohr, Michael Waltenberger (Hgg.), *Das Syntagma des Pikaresken*, Heidelberg 2014 (GRM-Beiheft 58), S. 241–256, hier S. 249.

93 Penzkofer, Lazarillo bei den Thunfischen, S. 95.

94 Albert Sánchez Piñol, *Im Rausch der Stille*. Übersetzt von Angelika Maass, Frankfurt a. M. 2006.

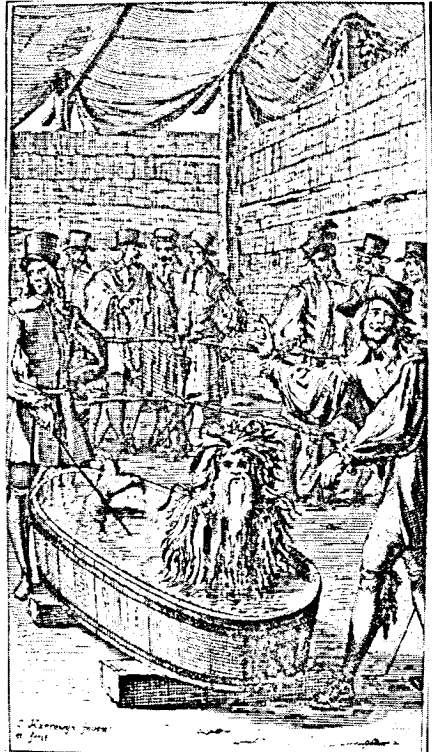


Abb. 11.3 und Abb. 11.4 Lazarillo als Triton. Diego Hurtado de Mendoza, *La Vie Et Aventures De Lazarille De Tormes. Traduction Nouvelle sur le veritable Original Espagnol, Embellie de plusieurs Figures*. Bd. 2. Brüssel 1698, S. 38 und S. 45. Digitalisierung und Bereitstellung durch die Universitätsbibliothek Augsburg, 02/III.12.8.30-1.2.

Anziehungskraft eines Amphibienweibchens mit Namen Aneris (Sirena) völlig erlegen sind. Guillermo del Toros in den Kategorien ‚Bester Film‘ und ‚Beste Regie‘ 2018 Oscar-gekrönter Film *The Shape of Water* thematisiert die Liebe einer stummen Frau zu einem Amphibienwesen.⁹⁵

V. Fazit

Die aufgeführten Beispiele vermitteln in ihrer Episodenhaftigkeit zumindest, wie sehr die komplexe wirtschaftliche und soziale Dynamik der Hafenstädte die

⁹⁵ *The Shape of Water*. Produktion: Guillermo del Toro, J. Miles Dale, USA 2017. Drehbuch: Guillermo del Toro, Vanessa Taylor. Kamera: Dan Laustsen. Musik: Alexandre Desplat. Darsteller: Sally Hawkins (Elisa Esposito), Doug Jones (Amphibienmensch), Michael Shannon (Richard Strickland), Octavia Spencer (Zelda Delilah Fuller), Richard Jenkins (Giles).

Wahrnehmung der zeitgenössischen Autoren herausforderte. Regionale Kleinhäfen und internationale Handelsrouten, Etappenhäfen und die ökonomische Bedeutung des Hinterlands geraten in je spezifischer Weise in den Blick und werden, wie gezeigt werden sollte, überwiegend ablehnend und als Gefahr für die bestehende Ordnung begriffen. Augustinus wirkungsmächtiges, vielfach zitiertes Diktum „mare saeculum est“ (*Enarationes in Psalmos* 92,7) artikuliert konzise, wie der frühneuzeitliche *ordo*-Gedanke das Jenseits als himmlisches Festland imaginierte. Der Hafen vermag sich folglich bestenfalls als Transitraum zu behaupten. So kann die teleologische Perspektivierung der Spatial-Turn-Forschung „weg von der Überbewertung innerer Räume und hin zu einer Aufwertung realer Räume“⁹⁶ nur bedingt bestehen, vielmehr ist ein komplexes Ineinander- und Nebeneinander zu konstatieren. Denn selbst Schnabels wegweisende Utopie zeichnet ein vom verderblichen Einfluss des Meeres natürlich und zusätzlich durch menschliche Fertigkeit umfassend geschütztes Land, das der sesshaften, glücklichen Lebensweise Raum zur Entfaltung gibt. Wo diese Grenzen zwischen Meer und Land durchlässig werden, wo nicht zu verortende Nachrichten in den europäischen Hafenstädten anlanden, dort wird auch die gesamte religiöse und politische Ordnung fragwürdig. Eurozentrische Sichtweisen lassen sich hier auf ihren epistemischen Absolutheitsanspruch hin befragen, das Festland wird brüchig.

Der kursorische Überblick macht aber auch kenntlich, wie sehr aus der Perspektive der deutschsprachigen Literatur die ökonomische Dynamik der Häfen einer scharfen Kritik unterzogen wird. Die moralische Diskreditierung der Häfen als prosperierende Wirtschaftszentren lässt sich wohl sogar als das dominante Charakteristikum der hier untersuchten Texte hervorheben. Die Aversion gegenüber der rasanten Entwicklung der Hafenstädte bedeutet allerdings nicht, dass sich die Protagonisten der pikaresken Romane nicht souverän der zahlreichen Vorteile zu bedienen vermöchten, die ihnen das Hafentreiben bietet. Doch verbleibt die Rolle der Seehäfen in der deutschsprachigen pikaresken Literatur der Frühen Neuzeit insgesamt eher marginal. Schelmuffskys großsprecherische Verlautungen, Amsterdam, Venedig, Stockholm und Indien mit eigenen Augen gesehen zu haben, machen dies programmatisch deutlich.

⁹⁶ Doris Bachmann-Medick, Spatial Turn, in: Dies., *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. 4. Aufl., Reinbek b. Hamburg 2010, S. 310.